In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 29. Posen, den 5. Februar 1929. 3. Jahrg

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(27. Fortsetzung.)

Er schaute sich streitbar im Kreise um und wog die Parteien gegeneinander ab. Da waren die Lehrerin und die Postmeisterin und die Oberförsterin, die sich zurückhielten und der Stellung ihrer Männer Rechnung trugen, indem sie sich nicht eher entschieden, als bis die Angelegenheit von obenher entschieden war. Die Schlossermeisterin und die schwerhörige Opferkuch, ja, die hätten den Justus wohl am liebsten heute noch hängen sehen, daß Donners Frau zu ihm stand, hatte er eben vernommen, aber da war noch jemand, der seine Meinung noch nicht abgegeben hatte, obwohl doch viel von ihr abhing. Das war Justus' Schwester Sabine; sie saß still und gedrückt da, als ob sie an dem Gespräch völlig unbeteiligt sei, aber man konnte ihr doch ansehen, daß sie tief bewegt war und sich wohl von hier fort wünschte.

Ob sie sich denn keine Gedanken darüber gemacht hätten, fuhr Aschenbrenner fort, wie es habe zugehen können, daß alles im Dorf so lange überzeugt gewesen sei, den richtigen Justus vor sich zu haben. Alle hätten ihn erkannt. Nun könne man ja einwenden, daß man von einer zufälligen Aehnlichkeit getäuscht worden sei. Man habe ja schon öfter von solchen wunderbaren Aehnlichkeiten gehört.

„Ein solches Frauenzimmer ist eine Schande fürs ganze Dorf," kreischte Frau Opferkuch dazwischen, die offenbar einen besonderen Haß gegen Nina in sich zu tragen schien und ihm von Zeit zu Zeit ein Ventil öffnen mußte.

Aschenbrenner schmetterte einen Felsblock von Blick hinüber, aber die ins Breite zerflossene Gestalt der Schlossermeisterin Wiesinger saß zwischen ihm und der Angreiferin und fing den schweren Wurf höhnisch auf.

Das mit der Aehnlichkeit sei also nicht ausschlaggebend, nahm Aschenbrenner seine Auslegungen wieder auf. Auch nicht, daß sich die Papiere Saltzenbrods in bester Ordnung befänden. Papiere könnten gestohlen oder gekauft sein. Aber wie sei es zu erklären, daß Justus über alles so genau Bescheid gewußt habe, was vor seinem Verschwinden im Dorf geschehen sei. Jeden habe er gleich beim Namen genannt. —

In diesem Augenblick aber stockte Aschenbrenner ein wenig, denn es war ihm eben eingefallen, daß Justus ihn selbst zuerst als den Totengräber Kalesant angesprochen hatte. Aber das hatte nichts zu sagen, keines Menschen Gedächtnis war lückenhaft, und elf Jahre Fremde unterbrachen so manches Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Und, fuhr er unbeirrt fort, von kleinen Irrtümern abgesehen, habe er sein Leben dort fortgesetzt, wo er es vordem gelassen hatte.

Frau Wiesinger zog das rechte Bein aus dem Wasser und stellte es in seiner ganzen säulenhaften Stämmigkeit neben sich ins Gras. Drei Blutegel hingen daran, die noch nicht gesättigt waren. „Ach was," sagte sie, „er ist halt ein Betrüger, wie er sich für Geld sehen lassen kann. Ein ganz gefährlicher Gauner, der es verstanden hat, aus dem Leuten herauszuziehen, was er gebraucht hat. Alle hat er zum Narren gehalten, aber mich nicht, ich hab's immer gesagt, daß da etwas nicht stimmt."

So oft Aschenbrenner Frau Wiesinger sprechen hörte oder sie nur ansah, hatte er ein ganz schreckliches Verlangen in sich zu bekämpfen; und es muß gesagt sein, daß es ein höchst unchristliches Verlangen war, das nämlich, dieser leibhaftigen Bosheit etwas anzutun, was sie auf längere Zeit verstummen machte. Es schwebten dabei dem sonst so friedfertigen Aschenbrenner in unklaren Umrissen Gewalttaten vor, wie sie seiner Briefträgerseele sonst gar nicht zuzumuten und zumal einer Frauensperson gegenüber recht unziemlich gewesen wären.

Aschenbrenner unterdrückte diese Anwandlungen von männlicher Roheit. o, er hatte noch nicht alle seine Trümpfe ausgespielt: Fast das ganze Dorf, begann er wiederum, habe nun schon Zeugenschaft vor dem Untersuchungsrichter abgelegt und seine Meinung abgegeben. Es sei auch diesem angeblichen Andreas Gießkan nachgeforscht worden. Aber nur das übel beleumdete Weibsstück in Prag behaupte mit aller Bestimmtheit, daß Justus dieser Gießkan sei. Sonst habe sich durchaus nichts Belastendes feststellen lassen. Die Leute, die sonst darüber befragt worden seien, hätten keinerlei bestimmte Auskunft geben können. Und im Grunde sei mit Sicherheit nur so viel erhoben worden, daß es einmal einen Andreas Gießkan gegeben habe, der aber seit langer Zeit verschollen sei.

„Und dieser Mexikaner," sagte Frau Wiesinger mit boshafter Beharrlichkeit, „dieser Besserl, der es dem Knollmeyer schwarz auf weiß gegeben hat, daß euer Justus ein Betrüger ist? Schad, daß man den nicht finden kann, das wär' ein Zeugnis, gegen das kein anderes aufkommt."

Aschenbrenner hielt mit Mühe an sich: „Er wird schon wissen, der Lump, warum er sich aus dem Staub gemacht hat. So ein Kerl verkauft seine arme Seel' um einen halben Liter Branntwein. Und der Richter hat schon Zeugnisse genug in den Akten stehen, von anderen Leuten als dem Besserl."

Die drei Blutegel von Frau Wiesingers rechtem Bein waren in schwerer Bluttrunkenheit abgefallen. Sie zog nun auch das linke aus dem Wasser und besichtigte liebevoll die vier lebenden schweren Anhängsel, die dessen umfängliche Wade verzierten. Dann ließ sie einen Rundblick über die Nachbarinnen laufen und schnaufte, ohne Aschenbrenner anzusehen: „Ja, der Aschenbrenner, das ist einer, der weiß es ganz genau, was der Richter in den Akten stehen hat. Ich habe nur immer geglaubt, daß so eine Untersuchung ganz im geheimen geführt wird, und daß man davon erst erfährt, bis es zur Verhandlung kommt."

Aschenbrenner wurde rot, er hätte ja, um sie zu entwaffnen, bloß seine Quelle zu nennen brauchen, aber wie hätte er den Kerkermeister verraten sollen, dem er die Kunde von all dem verdankte! O, er hätte dieser Weibsperson die Kehle zudrücken mögen, damit sie an ihrer eigenen Niedertracht erstickte. Da hatte sie eine ganze Garnitur Blutegel an sich hängen gehabt, und alle

miteinander waren offenbar doch nicht imstande gewesen, ihr das Gift aus dem Leib zu ziehen.

Es war am besten, den Einwand der Schlossermeisterin mit Stillschweigen zu übergehen und es seinen Zuhörerinnen zu überlassen, sich zu erklären, wie er zu seiner Wissenschaft gekommen war. „Alles das aber," sagte er mit erhobener Stimme, „was der Untersuchungsrichter zu hören bekommen hat, von den Leuten aus dem Dorf und den andern, die im Justus diesen Andreas Gießkan haben erkennen sollen, ist nicht imstande gewesen, ihn in seiner Meinung irre zu machen. Ich habe es gar wohl bemerkt, daß der Doktor Bach auch heute noch überzeugt ist, den richtigen Justus Saltzenbrod vor sich zu haben."

„Und dabei ist der Doktor Bach," fügte Frau Donner in ihrer bescheidenen Art hinzu, „dabei ist der Doktor Bach doch des Justus' Jugendfreund. Er hätte es also am ehesten herausfinden müssen, wenn da wirklich etwas nicht in Ordnung wäre."

Aschenbrenner brummte Beifall, ach, was hätte er darum gegeben, wenn der Professor der Bauchredekunst daheim gewesen wäre und ihm hätte als Bundesgenosse zur Seite stehen können. Aber eben jetzt, kurz nachdem das Unglück über Justus hereingebrochen war, hatte Donner eine Kunstreise antreten müssen und war fern von dem Kampfplatz, wo über das Schicksal des Freundes entschieden wurde.

Auch von Frau Wiesingers linkem Bein waren nun die Blutegel gesättigt abgefallen. Sie rieb ihr Untergestell mit einem Handtuch ab und begann die weitläufigen Schläuche ihrer Strümpfe anzuziehen. „Ich wundere mich nur," sagte sie, „daß es gerade Rina gewesen ist, die ihren Mann angezeigt hat. Die muß es doch eigentlich noch besser wissen, als die Jugendfreunde und wir alle."

Ja, das war das Rätsel, über das sich Aschenbrenner bisher den Kopf zerbrochen hatte. Er hatte Rina aufgesucht, um sie selbst zu befragen, aber sie hatte ihm ebenso wie allen anderen die Auskunft verweigert, mit einer so verschlossenen und bitteren Miene, daß er hatte einsehen müssen, er würde sie nicht gegen ihren Willen zum Sprechen bringen können. Aber es war ja noch jemand da, dessen Zeugnis für Justus entscheidend sein mußte, das war Sabine, seine leibliche Schwester, die doch wohl auch nicht so leicht zu täuschen gewesen wäre wie irgendein anderer.

Und wenn Aschenbrenner sich überhaupt mit diesen Weibern auf die Erörterung dieser Geschichte eingelassen hatte, so war es nicht zum wenigsten deshalb geschehen, weil er Sabine heute einmal ohne Beisein ihres Mannes vor sich sah, von dem man ja wußte, daß er neben Wiesinger des Justus grimmigster Feind sei und vor dem sie sich wohl nicht zu reden getraute. Alles was Aschenbrenner gesagt hatte, war ja zum größten Teil an sie gerichtet gewesen, als eine Aufforderung, sich zu ihrem Bruder zu bekennen, und Aschenbrenner hatte die ganze Zeit über erwartet, daß sie nun endlich das Wort ergreifen und sich zu seiner Partei schlagen werde.

Aber sie hatte immerfort nur geschwiegen und getan, als säße sie nur um der Blutegel willen da und als sei ihr verboten, sich an dem Gespräch zu beteiligen, wenn sie auch nicht verhindern konnte, daß man ihr ansah, wie sie darunter litt.

Jetzt glaubte Aschenbrenner jedoch, daß es an der Zeit sei, geradezu eine Frage an sie zu richten, aber da kam ihm die Frau Lehrerin Hopfenblatt zuvor: „Eigentlich müßte uns doch auch Sabine sagen können," warf sie etwas spitz hin, „wie es sich damit verhält und was ihre Meinung ist."

Sabine hatte auch ihr Bad beendet und die mageren Beine aus dem Wasser gezogen. Sie sah, da sie so unversehens angesprochen wurde, mit großen Angstaugen verstört auf.

„Ja," unterstützte die Postmeisterin Frau Hopfenblatts Mahnung, „Sabine muß es doch wissen, ob Justus ihr Bruder ist oder nicht."

Es tat Aschenbrenner leid, daß man Sabine solchermaßen zum Sprechen zwang, und er war jetzt froh, daß nicht er es gewesen war, der sie dazu hatte bewegen wollen. Denn er sah, welche Qual man ihr damit bereitete und welcher Kampf in ihrem Innern vorging.

Alle sahen Sabine erwartungsvoll an.

„Ich weiß es nicht," sagte sie endlich wie erstarrt.

Frau Wiesinger lachte laut auf. „Wenn die eigene Schwester keine Aufklärung geben kann, was man davon halten soll, so kann man von anderen Leuten nicht verlangen, daß sie sich in der Geschichte auskennen. Es wirft jedenfalls ein sonderbares Licht auf eine Familie, wenn solche Dinge in ihr möglich sind, und Gott weiß, was sich noch alles herausstellen wird."

Sie war mit dem Ankleiden fertig geworden, hatte sich ächzend auf die Knie gewälzt und mühsam erhoben. Gerade vor Aschenbrenner stand sie und sagte ihm ins Gesicht: „Man muß sich schämen, so eine Person wie Rina im Ort zu haben. Sie braucht die Abwechslung, jetzt hat sie genug von dem fremden Kerl, vielleicht möchte sie jetzt wieder den Rudolf oder gar den Baron Casimir, mit dem sie's ja auch schon einmal gehalten hat."

Es wäre besser für sie gewesen, wenn sie dies nicht gesagt hätte. Aschenbrenners lange unterdrückter Zorn schlug jäh aus ihm hervor. Mit verzerrtem Gesicht und geballten Fäusten trat er so drohend auf die Schlossermeisterin zu, daß sie zwei Schritte zurückwich.

Es war gerade genug, um an den Rand der Uferböschung zu gelangen, den dritten Schritt machte sie schon in die Luft hinaus, und im nächsten Augenblick verschwand sie mit einem Schrei in den Fluten des Pfarrerteichels. Ein heftiges Gewühl im Wasser und eine aufsteigende Wolke von Schlamm, aus der bisweilen ein mit Ringelstrümpfen bekleidetes Bein zum Vorschein kam, zeigte die Stelle an, wo die Schlossermeisterin mit den Wogen rang. Die Gefahr, daß sie in dem seichten Gewässer ein Wellengrab finden könnte, war ja nicht eben groß, und die Oberförsterin und die Postmeisterin, die noch nicht ans Land gestiegen waren, machten sich auch sogleich ans Rettungswerk.

Aber immerhin bot die Schlossermeisterin, als man sie ans Ufer gezogen hatte, einen Anblick, der Aschenbrenners Herz hätte erfreuen können, wenn er noch zugegen gewesen wäre. Er hatte sich jedoch, nachdem er eine Weile dem Unheil bestürzt zugesehen hatte, sachte im Wald verloren. Solche nassen Ereignisse waren nicht nach seinem Geschmack, und man konnte nicht wissen, ob es nicht etwa die Lage auch von ihm hätte erfordern können, ins Wasser zu steigen. Und das wäre eine Zumutung gewesen, der er bisher noch immer ausgewichen war und der er um der Schlossermeisterin Wiesinger willen erst recht nicht hätte Folge leisten mögen.

Noch am selben Abend erzählte man sich im Dorf, daß Aschenbrenner im Streit um Justus die Schlossermeisterin ins Pfarrerteichel geworfen habe. Die Empörung gegen Justus wuchs, so weit war es also schon gekommen, daß seine Freunde auch vor Mordanschlägen nicht zurückschreckten.

Der Schlossermeister Wiesinger übernahm es, Aschenbrenner im Namen seiner Frau und seiner ganzen Partei darüber die Meinung zu sagen. Und er tat es so gründlich und auf bieder schlossermeisterliche Art, daß Aschenbrenner acht Tage nicht ausging und es vorzog, die Ereignisse weiterhin von seinem Fenster aus statistisch zu betrachten; seine Ansichten aber vertraute er vorsichtsweise niemandem anderen an als dem heiligen Johannes von Nepomuk in der Nische nebenan, dem ja auch das Wasser Unsegen gebracht hatte, wenn auch nicht so auf Umwegen wie Aschenbrenner.

(Fortsetzung folgt.)

Werkstoffe heran!

Neue Aufgaben der Technik.

Von Dr. E. Bergmann.

Die Fortschritte der neuzeitlichen Luftfahrt, insbesondere die Erfolge der Luftschiffe, wären niemals möglich gewesen, wenn nicht das Leichtmetall Aluminium in beliebiger Menge zur Verfügung der Konstrukteure gestanden hätte. Noch vor nicht allzu langer Zeit war dieser Stoff unerschwinglich teuer, bis es Héroult gelang, einen Ofen zu schaffen, in dem sich Aluminium verhältnismäßig billig gewinnen ließ. So hat die neuzeitliche Chemie die ausgiebige Anwendung dieses vorzüglichen Baustoffes ermöglicht, und es so der Technik erst eigentlich zum Geschenk gemacht.

Zahlreiche Aufgaben wollen gelöst werden, wenn es gilt, die von der Natur gelieferten Stoffe in den Dienst der Kultur zu stellen! Reichlich vorhandene Stoffe wollen besser ausgenutzt werden; Stoffe, deren Vorrat sich erschöpft, oder nicht recht den Wünschen ihrer Benutzer entsprechen, brauchen Ersatz oder eine Ablösung durch Besseres; wenig beachtete Stoffe müssen der Kultur zugeführt werden. Stets müssen Technik und Wissenschaft bemüht sein, die Gewinnung der nötigen Werkstoffe so billig zu gestalten, wie das beim Aluminium möglich gewesen ist. Freilich können hier nur wenige Beispiele von den vielen Aufgaben und Sorgen der Chemiker und Techniker herausgegriffen werden.

Unermeßliche Vorräte von Kiesel bietet die Natur in Form von Quarz. Sie hat daraus mächtige Sandsteingebirge aufgebaut, und wo man am sandigen Meeresstrande wandert, schreitet man über Quarz. Man sucht diesen Stoff auch auszunutzen, indem man allerhand Geräte daraus herstellt. Der Optiker freut sich, daß Linsen aus Quarz die ultravioletten Strahlen durchlassen, und der Physiker stellt fest, daß dieser Stoff selbst für hohe Temperaturen unempfindlich ist. Er dehnt sich kaum, und er zerspringt darum nicht. Eine Stimmgabel aus Quarz gibt bei Wärme und Kälte denselben Ton; eine Thermometerröhre aus diesem Material behält bei allen Temperaturen die gleiche Form. Eine reichlichere Anwendung von Kiesel wird in der Glasfabrikation gemacht, und man ist bestrebt, diese immer mehr zu entwickeln. Man kennt heute Glas, das nicht springt und splittert; man stellt neuerdings derartige Glasgefäße her, in denen man Speisen über scharfem Feuer bereiten kann. Und neuerdings hat man sogar an die Verwendung von Glas als Baustoff für lichte Häuser gedacht. Aber es wartet noch unendlich viel Quarz auf Abnehmer.

Unter den Funden aus dem alten Lande der Babylonier befinden sich wunderbare Arbeiten der Goldschmiede, bei deren Herstellung Borax verwendet wurde, den man aus den Wüsten Innerasiens auf Kamelen herangeschafft hatte. Man hat jedoch später in den Werkstätten der Juweliere bessere Mittel angewendet. Borax braucht man heute nicht in weiten Fernen zu suchen. Er findet sich beispielsweise reichlich bei Florenz, aber man weiß nicht recht, was man eigentlich mit dem vielen Borax machen soll. Was will es schließlich besagen, wenn man ihn gebraucht, um Kupfer zu reinigen, um Fleisch nach alter Weise zu konservieren, um Wasser weich zu machen, um allerhand kosmetische Mittel herzustellen und um einen schönen Lack für Badewannen zu gewinnen?

Die ungeheuren Vorräte an Eisen werden gern und reichlich benutzt. Und man macht sich gegenwärtig noch viel Sorgen darum, daß diese sich schließlich erschöpfen müssen. Dennoch denkt man an einen Ersatz. Eisen hat nämlich die unangenehme Eigenschaft zu rosten! Der Schaden, der durch Rostfraß entsteht, und die Kosten, die für Anstriche ausgegeben werden müssen, haben für die ganze Weltwirtschaft Bedeutung! Auch der „nie rostende Stahl" wird dieses Uebel wohl nicht gleich beheben können. Man hat darum als Ersatz an Titanium gedacht. Dieses Element ist auf der Erde nicht knapp, und es rostet nicht. Aber man weiß noch nicht, ob es sich so verarbeiten läßt, daß es dem Stahl gleichwertig wäre.

Wenn man eine Konservenbüchse betrachtet, so denkt man wohl kaum daran, daß sie eine Kulturtat bedeutet. Ein dünner Belag von Zink macht es möglich, daß man in ihr leicht verderbliche Nahrungsmittel lange Zeit aufbewahren kann. Forschungsreisen würden ohne die Dienste des Zinns schwer ausführbar sein. Aber die Zinnvorräte sind knapp. Welcher kühne Geist wird sie ersetzen können?

Ferner ersehnt die Elektrotechnik allerhand Umstellungen auf neue Stoffe. Die vielen Kabel, die im Boden verlegt werden, wo sie Schutz gegen die Oberwelt finden, brauchen Bleimäntel. Aber dieses Metall ist ziemlich rar, und man grübelt darüber, womit man sich behelfen soll, wenn seine Vorräte verbraucht sein werden. Auch an den Kupfervorräten wird bedenklich gezehrt. Man hat z. B. ausgerechnet, daß eine restlose Ausnutzung der Niagarafälle allein dadurch schwer möglich sein würde, weil dabei allzu viel Kupfer für Maschinen und Leitungen erforderlich wäre. Der gesuchte Ersatz soll aber auch den Strom besser leiten. Wer findet ein Material, das diese Vorzüge besitzt? Weiter braucht die Technik Isolatoren, die auch bei Spannungen von ungezählten Millionen Volt nicht zu Bruch gehen, und sie sehnt sich nach Eisenlegierungen, die sich besonders leicht magnetisieren lassen, was bei „Permalloy" — das ist Eisen mit etwas Nickel — schon recht gut erreicht worden ist.

Die jüngere Zeit hat denn auch verschiedene früher wenig bekannte Elemente aus ihrem Dunkel hervorgelockt. So ist die Beleuchtungsindustrie für ihre Bedürfnisse auf die Suche nach brachliegendem Material gegangen. Soll der Draht in einer Glühlampe recht weiß leuchten und ökonomisch glühen, so muß er eine hohe Temperatur aushalten. Das ist beim Kohlenfaden nicht der Fall. Und so hat man denn Tantal, Wolfram und Osmium gewählt, die Erhitzungen auf einige tausend Grad vertragen können. Und bei Potassium und Sodium, die bei Berührung mit Wasser in Flammen aufgehen, hat man an eine Verwendung zu Beleuchtungszwecken gedacht, die etwa derjenigen des bekannten Azetylens entsprechen würde. Auf sehr realem Boden steht wieder das Edelgas Neon, das man in langen Röhren mittels elektrischer Ströme zu einem Glühen in angenehm roter Farbe bringen kann. Die betreffenden Anlagen sind etwas teuer, der Betrieb fordert jedoch wenig Kosten. Neonröhren werden zu Reklamebeleuchtungen benutzt, und sie leisten auch gute Dienste bei der Befeuerung von Flugstrecken und Flughäfen, wo ihr etwas eigentümliches Licht leicht erkenntlich ist.

Weiter haben Bildtelegraphie, Fernsehen und sprechender Film gewisse Elemente erschlossen. Bei jenen handelt es sich u. a. darum, Lichtschwankungen in Schwankungen elektrischer Ströme umzuwandeln, und dazu kann man das früher unbeachtete Selen benutzen. Liegt dieses nämlich in einem elektrischen Stromkreis, der von einer Batterie gespeist wird, so bildet es einen ziemlich erheblichen Widerstand. Sobald aber Licht darauf fällt, vermag es besser zu leiten. Der Strom im Kreise nimmt also an Stärke zu, und man hat so „aus Licht Elektrizität gemacht". Heute gebraucht man statt des etwas trägen Selens die dienstfertigeren Photozellen, in denen Rubidium und Thallium angewandt werden können. Für gewisse Fernseher kommt auch noch eine Neonlampe besonderer Form in Betracht, mit der sich im Empfangsorte, um den obigen Ausdruck umzukehren, „aus Elektrizität wieder Licht machen läßt". Schwankt nämlich eine ihr zugeführte Spannung auch nur wenig, so ändert sich ihre Helligkeit sofort.

Lange hat das an sich altbekannte Chrom auf eine nützliche Verwendung gewartet. Endlich hat man gelernt, es als Härtemittel für metallische Oberflächen zu wählen. Vielleicht wird es auch noch gelingen, Lithium und Beryllium ähnlich zu verwerten wie Aluminium.

Die Natur bietet der Kultur etwa 90 Elemente zum Gebrauch an. Aber es fehlt uns noch die Kunst, sie richtig auszuwerten und diejenigen Stoffe für unsere Zwecke zu finden, die am besten und längsten dienen können. Hier erschließt sich *ein weites Feld für findige Köpfe.*

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's!

(Nachdruck verboten.)

Der weibliche Kaiser.

Was sich die verwitwete Frau Bürgermeister von Mantua, Frau Caplicione, dachte, als sie die Frau Postschaffner Tessore einen „Kaiser" nannte, möchte man wissen. Sie sagte nämlich nicht auf Italienisch „Imperatore", sondern sie sagte auf Deutsch „Kaiser", obwohl sie sonst kein Wort Deutsch spricht. Vielleicht würde sie gar nicht „Kaiser" gesagt haben, wenn sie wüßte, daß es das gleiche bedeute wie „Imperatore", denn die kleine, vermickerte Frau Postschaffner Tessore sieht ganz anders aus, wie man sich gewöhnlich einen Imperator vorstellt, und aus diesem Grunde wäre „Kaiser" ja nur ein Lob, keine Beleidigung gewesen.

Frau Tessore aber fühlte sich derart gekränkt, daß sie gleich einen Prozeß anstrengte und ihn auch gewann. Frau Caplicione muß 2000 Lire an die Staatskasse zahlen. Leider wurde in dem Prozeß nur festgestellt, daß man nicht straflos zu einem anderen „Kaiser" sagen darf, nicht aber geklärt, was das denn eigentlich *bedeutet*. Ist es vielleicht eine Beleidigung, wenn ich zu meinem Onkel Amanullah sage? Oder etwa zu meiner Schwiegermutter?

*

Wie macht man das?

Die Mißstände in den Badeanstalten scheinen in allen Städten des Reiches die gleichen zu sein. Jedenfalls wird man zustimmen können, wenn man in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" lesen durfte:

„Jeder einigermaßen Sehende kann feststellen, daß auch die Damenzellen nach Geschäftsschluß schon besetzt sind und *selbige* sich in den Schränken ausziehen müssen."

Da kann man nur restlos zustimmen, obwohl man gern einmal wissen möchte, wie sich Damenzellen in Schränken ausziehen und ob sich der Geschäftsschluß auf die Zellen oder die Schränke bezieht.

*

Der Schwanz als Regenschirm.

Diese Naturforscher entdecken doch die merkwürdigsten Sachen, und der alte Brehm wird sich im Grabe herumdrehen, wenn er hört, daß es ein Tier gibt, das er nie gesehen hat. Der „Vorwärts" läßt einen Gelehrten über den südamerikanischen Ameisenbären erzählen:

„Das Tier hat einen langen Hals, einen winzigen Kopf, der eigentlich nur aus einem rüsselartigen Maul besteht. Für das **Gehirn** ist also wenig Platz, denn **es** hat einen buschigen, reich mit Haaren besetzten Schwanz, den es nach den Angaben der Eingeborenen bei nassem Wetter als eine Art Regenschirm benutzen soll."

Jetzt weiß man bloß nicht, warum hat das Tier für ein so kleines Gehirn einen so großen Schwanz als Regenschirm?

*

Das verkraftete Wesen.

Kein Volk der Welt kommt ohne Fremdwörter aus, und überall werden dann die fremden Ausdrücke lieber benutzt, wenn sie kürzer, prägnanter und leichter auszusprechen sind. So haben wir uns derart an das Wort Auto gewöhnt, daß wir nur ungern Kraftwagen dafür sagen. Die deutsche Post dagegen, seit jeher bestrebt, reines Deutsch zu schreiben, hat neue Worte dazu erfunden. So wird im Amtsblatt mitgeteilt, daß eine „Verkraftung des Landpost-Wesens" probeweise in Angriff genommen werde. Das arme Wesen kann einem leid tun. Umständlich konjugiert man: ich verkrafte, du verkraftest, er verkraftet. Hübsch, nicht?

Aehnlich ist es bei der Polizei, welche mitteilt, daß sie eine „Kraftfahr-Streife" irgendwohin schicke. Streift nun die Kraftfahr oder wird die Kraftfahr gestreift, und was ist eine Kraftfahr? Auf diese Weise kommen neue Wörter zustande, wenn man unter allen Umständen statt Briefmarke Postwertzeichen, statt telephonisch fernmündlich, statt Markenautomat Postwertzeichengeber sagen muß. Wozu?

*

Eine bedeutende Feststellung.

In dem Städtchen Szeged in Ungarn starb die 25 Jahre alte Frau des Landwirts Felpa ganz plötzlich an einer Erkältung. Der untröstliche Gatte warf sich aufs Pferd und holte den nächsten Arzt, der die Leiche untersuchte und nur noch den Tod der Frau feststellen konnte. Daraufhin wurde sie aufgebahrt, alle Verwandten und Bekannten eingeladen, und am dritten Tage eine Totenfeier bei offenem Sarge abgehalten. Mitten während der Rede des Geistlichen und während hundert Menschen die Taschentücher zu den tränenden Augen führten, stand die Tote plötzlich auf, stieg aus dem Sarg heraus und sagte:

„Was ist hier eigentlich los?"

Die Versammelten stoben auseinander, im Zimmer blieben nur der Gatte sowie der beherzte Arzt, der, wie das „Neue Wiener Tagblatt" zu berichten weiß, die „Tote" sofort untersuchte und einwandfrei feststellen konnte, daß es sich um einen Fall von Scheintod gehandelt habe. Darauf wäre wohl ohne den Herrn Doktor kein Mensch verfallen.

Cubert.

Ulrike von Levetzow.

Zum 125. Geburtstage der Freundin Goethes am 4. Februar 1929.

Von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Ulrike von Levetzow war Goethes letzte, große Liebe. Ihr Vater war mecklenburgischer Hofmarschall. Sie lernte den Dichter im Jahre 1821, als Goethe bereits im zweiundsiebzigsten Lebensjahre stand, in Marienbad kennen, wo sie sich mit ihren Schwestern Bertha und Amalie, sowie ihrer Mutter zur Kur aufhielt. Der Dichter, der früher einmal für Frau von Levetzow geschwärmt hatte, begeisterte sich nun für die erst siebzehnjährige Ulrike. Er vergaß sie auch nicht, als er das Bad verlassen hatte, und begab sich, wohl auch um der neugewonnenen Freundin wieder zu begegnen, im nächsten Jahre aufs neue nach Marienbad. Aus Freundschaft wurde allmählich Liebe, die sich im darauffolgenden Jahre, 1823, da Goethe wiederum in Gemeinschaft mit der Familie von Levetzow die Marienbader Kur gebrauchte, zur Leidenschaft steigerte. In vielem erinnerte ihn Ulrike an Friederike, die Sesenheimer Geliebte; ein gütiges, immer frohes Wesen, vereint mit Anmut der Erscheinung, wird ihr von denen nachgerühmt, die sie kannten. Es wird erzählt, daß der nun Vierundsiebzigjährige sogar dem Tanz sich wieder widmete, wie er sich überhaupt durch den Umgang mit Ulrike verjüngt fühlte, so daß ernsthaft in ihm der Gedanke Fuß fassen konnte, die Freundin dauernd an sich zu fesseln. Bestärken mochte ihn in diesem Plan die Unzufriedenheit mit seinen häuslichen Verhältnissen, wo sein Sohn August in einer Ehe voller Mißverständnisse mit Ottilie von Pogwisch lebte; aus Marienbad schrieb Goethe an Sohn und Schwiegertochter einen Brief, in dem er seinen Wunsch nach einer Verbindung mit der jugendlichen Freundin in diesen Worten anklingen ließ: „Das Zusammenleben so guter, verständiger Menschen, als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung; es fehlte ein Drittes oder Viertes, um den Kreis abzuschließen." In dem Herzog fand der Dichter den Vertrauten, der sich zum Dolmetsch seiner Gefühle gegenüber der Mutter Ulrikes machte, die aber, nach Rücksprache mit der Tochter, eine allerdings nicht alle Hoffnungen zerstörende Antwort erteilte, die aber doch eine verhüllte Absage war; sie war jedoch so abgefaßt, daß die Harmonie der Marienbader Tage durch sie nicht getrübt und die Entwicklung eines Briefwechsels zwischen Goethe und den Levetzows ermöglicht wurde.

Der Abschied von der Geliebten erschütterte den Dichter dieses Mal in besonderem Maße; Trost fand er im Schaffen, vor allem in der berühmten „Marienbader Elegie", die damals entstand. Zu Hause angelangt, offenbarte er sich August und Ottilie gegenüber über seine, trotz Ulrikes Absage, noch nicht aufgegebenen Pläne. Während die Schwiegertochter, die krank war, sich ausschwieg, machte der Sohn aus seiner Mißstimmung über die ihm unverständlichen Absichten des Vaters keinen Hehl, und die Auseinandersetzungen zwischen dem alten und jungen Goethe waren derart heftig, daß Kanzler von Müller, ein Vertrauter des Hauses, das Benehmen Augusts lieblos und roh nannte. Goethe selbst kam durch den Widerstand der Kinder zur Einsicht, daß der Altersunterschied zwischen ihm und Ulrike doch allzu beträchtlich sei; „ich werde," heißt es in einer Aeußerung zu Kanzler von Müller, „über den Hang zu Fräulein von Levetzow hinauskommen —, ich weiß es, aber es wird mir noch viel zu schaffen machen." Noch einmal flammt, nach ernstlicher Erkrankung, in der die „Marienbader Elegie", wie überhaupt das Gedenken an die gemeinsam mit Ulrike verbrachten Tage ihm Trost und Erquickung boten, die Leidenschaft in ihm auf, und aus der Zeit der Jahreswende 1823/24 stammt ein Brief an die Mutter der Geliebten, in dem es heißt: „Der neue Wandkalender von 1824 steht vor mir, wo die zwölf Monate zwar reinlich, aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch' ich, welche Tage sich für mich rot, welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in Blanko, indessen Wünsche und Hoffnungen hin und wieder schwärmen. Mögen die meinen den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts!, nichts! entgegensetzen! Sagen Sie sich untereinander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terrasse, im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre." Und im April des neuen Jahres zeigte ein weiteres Schreiben an Frau von Levetzow, daß die optimistische Einstellung des Dichters zur Verwirklichung seiner Pläne vorgehalten hat: „Gedenken Sie mein mit den lieben Kindern, und gönnen mir die Hoffnung, daß ich, mit den gleichen Gefühlen ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen sein werde."

Wir wissen nicht, was Goethe dazu bestimmt hat, im Sommer 1824 ein Zusammentreffen mit der Freundin und ihrer Familie, die ihn nach Dresden, wo sie sich dieses Mal aufhielten, herzlichst eingeladen hatten, zu vermeiden. Er hat Ulrike überhaupt nicht mehr wiedergesehen, sondern nur durch zuweilen gewechselte Briefe die Beziehungen zur Familie von Levetzow aufrechterhalten.

Ulrike heiratete nicht; sie erreichte ein patriarchalisches Alter von bald sechsundneunzig Jahren und ragte als eine der Letzten, die sich der Freundschaft Goethes rühmen konnten, bis in die Gegenwart fast. Ein paar Wochen vor der Jahrhundertwende schloß sie auf ihrem Gute Triblitz in Böhmen die Augen zum letzten Schlummer.

Aus aller Welt.

Sieben Nächte durch den Münchener Fasching!, das ist eine ordentliche Leistung. Aber der Photograph der „Münchener Illustrierten", Dr. Salomon, hat sich dieser Leistung unterzogen, und was er mit seiner Kamera erwischen konnte, sehen wir in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse" (Nr. 5). Es sind alles unbeobachtete Aufnahmen. — Sehr interessant sind in der gleichen Nummer die Aufnahmen, die während und nach dem Vortrag Dr. Seipels in München gemacht wurden. — Ein Bilderartikel behandelt das größte Flugzeug der Welt, dessen Bau in Dessau seiner Vollendung entgegengeht. — Zum Schluß machen wir noch auf die Zusammenstellung von Gemälden aufmerksam, deren Preise auf dem Kunstmarkt im Laufe des letzten Jahrhunderts eine ungeheure Steigerung erfahren haben.

Wie Mendelssohns Tante vor hundert Jahren gratulierte. Am 3 Februar sind es hundert Jahre, daß der schon in frühester Jugend begeisterte, auch von Goethe bewunderte, melodienreiche Romantiker Felix Mendelssohn-Bartholdy sein zweites Jahrzehnt erreicht hatte. Zu diesem Festtage schrieb dem Vielgefeierten seine „Tante Jette" die — Kondolenzworte: „Du armer Felix, schon in zehn Jahren kein Jüngling mehr!" Der „arme Felix" hat herzlich über dieses Beileid gelacht, und mit ihm der ganze große Berliner Freundes- und Verehrerkreis des Geburts-„Jünglings".

Fröhliche Ecke.

Aus einem Schulaufsatz. In der Landwirtschaftlichen Schule sollen die jungen Mädchen einen Aufsatz über den Nutzen des Geflügels schreiben. Besonders soll dabei zum Ausdruck gelangen, daß am meisten Geld zu verdienen sei, wenn die Hühner im Winter Eier legen. Eine Tochter des Landes schreibt nun: „Und darum muß der Bauer dafür Sorge tragen, daß die Hühner im Winter Eier legen, weil dann das Rindvieh nichts einbringt."

Kunst und Technik. „Heute war ich in der Ausstellung und habe einen Lenbach für 12 000 Mark gekauft. Einfach prachtvoll!" — „Kabriolett oder Limousine?"